

ABSCHIED ZU GOTT

Christoph Morgenthaler

Abschied zu Gott. Weshalb soll ausgerechnet ich etwas zu diesem Thema sagen? Gewiss, ich bin Theologe. Einem Theologen sollte - weiss Gott - etwas zu diesem Thema einfallen. Und genau das ist es, was mich irgendwo ärgert und mich bei der Vorbereitung irritiert hat. Nun soll ich also etwas sagen über das, was nachher kommt und jenseits ist, wie man das von Theologen immer erwartet hat. Dahin haben sich Theologen immer wieder abschieben lassen. Ehrlich gesagt: Mich interessiert, auch als Theologe, eigentlich mehr, was vorher kommt. In der Geographie des Jenseits bin ich nicht bewandert. Wenn ich mir schon Gedanken mache, was nachher kommt, dann eben vor allem aus einem Grund: um besser zu verstehen, was vorher ist und wie wir vorher leben, wirklich leben können. Aber vielleicht ist dies nur eine Abwehr, stecken in diesem Ärger noch ganz andere Gefühle. Plötzlich war sie nämlich wieder da, die Erinnerung. Vor ziemlich genau 35 Jahren ist mein kleiner Bruder - einjährig war er und ich dreizehn - gestorben. Das hat meinen Glauben geprägt, prägt ihn bis heute. Was meine Eltern in ihrem Schmerz und ihrer Hilflosigkeit nach diesem Tod, der alle in unserer Familie überraschte und überannte, zu sagen versuchten über ein Leben jenseits des Sichtbaren, hat mir keinen Halt geben können. Ich wusste,

wo mein kleiner Bruder lag, im Sarg, draussen auf dem Friedhof, und dort war es kalt in jenen nebligen Novembertagen, die seinem Tod folgten. Fragezeichen im Blick auf das, was nachher kommt, haben sich mit der gleichen Kälte in meinen Kinderglauben gegraben, und dieser Nebel hat sich nie mehr ganz verzogen.

Wenn schon, dann hätte ich also mehr zu sagen über das, was Kinder erleben, verstehen und nicht verstehen, wenn der Tod in der Familie zuschlägt und ein Geschwister aus den Reihen reisst. Wenn es um die Eltern geht, dann fehlt mir noch die persönliche Erfahrung. Als Mensch und Seelsorger war ich zwar oft konfrontiert mit dem Tod der Eltern anderer Menschen. Meine eigenen Eltern aber leben noch, auch meine Schwiegereltern. Es ist einigermassen klar, wo sie sind, auch wenn es, wie dies für alte Menschen heute üblich ist, trotz mehr als 75 Jahren Lebenszeit nie ganz so klar ist, wo sie sich jetzt gerade befinden, ob auf dem Stockhorn oder in Amsterdam. Es wäre für mich gewiss existentiell viel dringlicher zu wissen, wo sie sind, wenn ich zwar wüsste, wo sie liegen, auf dem Friedhof nämlich, und doch nicht wüsste, wo das geblieben ist, was sie mir liebenswert gemacht hat, womit sie mich geprägt haben, womit sie mich begleiten, womit sie immer noch in meinem Leben präsent sind.

Ich habe die Auseinandersetzung noch vor mir, auf die Christa Kummer zurückblicken kann. Und ich vermute: sie wird in meinem Leben noch einmal alles verändern, auch meinen Gottesglauben, auch mein Gottesbild.

Und so persönlich die Geschichte meiner Verletzungen, so unvergleichbar für mich meine Beziehung zu meinen Eltern und zum kommenden Abschied ist, so persönlich kann ich heute eigentlich auch nur sprechen. Denn: was gibt es allgemein Gültiges zu sagen? Kein Abschied ist gleich wie der andere. Sie unterscheiden sich: der lange Abschied alter Kinder von ihren uralten Eltern; der Abschied der Kinder von der jungen Mutter; der jähe Abschied vom einen Elternteil und der zähe vom anderen; der Abschied des Soh-

nes vom Vater, der Abschied der Schwiegertochter von der Schwiegermutter, der Abschied des adoptierten Kindes von seinen Adoptiveltern und der Abschied desselben Kindes von seinen leiblichen Eltern; der Abschied, der Schuldgefühle macht, und der Abschied, der befreit; der Blick zurück im Zorn und der Blick zurück in Dankbarkeit und der Blick zurück in Zorn *und* Dankbarkeit. Immer ist dieser Abschied wieder anders, und jedesmal bedeutet auch der Abschied zu Gott etwas anderes, und vielleicht ist es gar kein Abschied zu Gott, vielleicht ist es auch ein Abschied ohne Gott, vielleicht ein Abschied wegen Gott, vielleicht ein Abschied gegen Gott, vielleicht ein Abschied von Gott. Was haben diese Situationen gemeinsam? Wenn wir schon etwas über Gott und einen Abschied zu Gott sagen, dann ist es schwer, dies abstrakt zu sagen, dann müssten noch mehr und noch andere Geschichten erzählt werden als die Geschichte von Christa.

Das alles macht es mir nicht gerade einfach, zum Thema zu sprechen. Ich kann es auch anders wenden: das alles gehört bereits zum Thema, wenn ich darüber sprechen soll. Und von daher wird hoffentlich das, was ich nun sagen möchte, auch besser verstanden. Ich möchte drei Abschnitte in meinen Überlegungen machen: Der erste trägt den Titel "Die vorübergehenden Eltern", der zweite beschäftigt sich mit der Frage, ob der Abschied von den Eltern nicht immer auch gleichzeitig ein Abschied von Gott oder genauer von einem bestimmten Gottesbild mit sich bringt, und im dritten soll es dann nochmals um unser Thema gehen: um den Abschied zu Gott.

Die vorübergehenden Eltern

Ich beginne mit einem Traum von meinen Eltern, den ich vor einiger Zeit geträumt habe und der für mich wichtig geworden ist:

Ich sehe meine Eltern kommen. Sie nähern sich - etwas entfernt von mir - von links, gehen nebeneinander,

durch ein geheimnisvolles Band miteinander verbunden, getrennt aber von mir durch so etwas wie einen Graben. Es ist ganz still. Lautlos kommen sie gewandert, ich sehe sie kommen, sie blicken nicht nach mir, sie blicken nach vorne auf ihren Weg, ihr Ziel. Nun gehen sie an mir vorüber, und ich sehe sie von der Seite. Ganz deutlich ist nochmals ihr Profil erkennbar. Nun sind sie vorüber. Sie wenden sich nicht um, sie gehen ihren Weg weiter. Langsam verschwinden sie. Und immer noch ist es ganz still. Ich löse mich wie aus einer Erstarrung.

Dieser Traum hat mich erschüttert und mir sehr zu denken gegeben. Die Eltern gehen vorüber. Mir ist die Doppeldeutigkeit dieses Traumbildes erst nach und nach bewusst geworden. Eltern gehen vorüber. Eltern bleiben nicht. Eltern leben nicht immer. Eltern gehen vorüber. Sie, die einem Kind so stark, so überlegen, so wissend erscheinen, sie, die mich geprägt haben, die mich in die Welt eingeführt haben, denen ich viele meiner Einstellungen, meiner Charaktereigenschaften und meiner geheimen Lebensentwürfe verdanke, sie gehen vorüber. Sie, die mir ein Vertrauen in die Verlässlichkeit der Wirklichkeit vermittelt, die mir die Welt als ein Zuhause zu verstehen lernten, sie gehen vorüber. Sie werden kleiner. Sie schwinden. Und eines Tages sind sie nicht mehr da, endgültig. Die Zelte sind abgebrochen.

Wenn Eltern sterben - auch für mich ist dies ein Tabuthema. Es ist aus verschiedenen Gründen ein Tabuthema. Ganz sicher auch aus diesem Grund: Es rührt an die Grundfesten unseres Selbst- und Weltverständnisses. Eines Tages "fährt es uns ein", und sei es im Traum: diejenigen, denen wir zu einem nicht geringen Teil die Grundfesten unseres Selbst- und Weltverständnisses verdanken, sie gehen vorüber, sie schwinden, sie vergehen, sie bleiben nicht. Und damit kommen diese Festen selber ins Wanken, noch dramatischer als dies in der Zeit der Ablösung, in Pubertät und Adoleszenz der Fall gewesen ist. Dieser Weg, den sie ge-

hen, ist ihr Weg, es ist nicht mein Weg. Das hat mir der Traum, drastisch wie Träume sind, ebenso deutlich gemacht. Der Weg ihrer Generation ist durch einen Graben getrennt vom Weg meiner Generation. So wie sie ihren Weg gehen, werde ich meinen Weg gehen müssen. Da gibt es keine Stellvertretung. Das bedeutet aber auch, wenn ich dieses Traumbild auf unser Thema übertrage: Das, was ihnen auf ihrem Weg Halt gibt, das, was sie auf ihrem Weg auf sich zukommen sehen, das, dem sie am Ende ihres Weges zu begegnen glauben, das gilt für sie. Das Ende ihres Weges ist das Ende ihres Weges. Auch *Abschied zu Gott* bedeutet für sie etwas anderes als für mich. Auch da gibt es keine Vertretung. Jede Generation ist in ihrem Verhältnis zum Unendlichen neu und unvertretbar.

Ich weiss, dass es ihr Wunsch ist, dass ich am Ende meines Weges denselben warten sehe wie sie. Und ich weiss, je länger ich auf meinem Weg gehe, dass dem nicht so ist, dass ich *meinen* Weg gehen muss, dass die Bilder, die ich gütig über meinem Leben leuchten sehe, nicht die gleichen Bilder sind, die gütig über ihrem Weg stehen. Ich verstehe immer deutlicher: *mein* Gott, auf den ich zugehe, er trägt andere Züge als *ihr* Gott, auf den sie zugehen.

Ganz deutlich habe ich den Moment in Erinnerung, als ich sie noch einmal im Profil sah. Ich bin erschrocken: Jetzt ist dieser Moment. Wer sagt mir, dass meine Eltern in einigen Jahren oder vielleicht schon morgen noch jenes Profil zeigen, das mir wohlbekannt ist? Wenn ich mich nochmals mit ihnen auseinandersetzen will, dann ist es heute, dann ist es, solange sie noch ihr Profil zeigen. Wenn ich sie fragen will, wohin sie gehen, dann ist es heute, besser heute und nicht erst morgen. Und doch: Wie schwer ist es, sich aus dieser Erstarrung zu lösen, die mich nicht nur im Traum gefangen hält. Wie zaghaft sind die Schritte zu einem Gespräch! Wie schwierig ist dieses Gespräch, das Gespräch darüber, dass sie vorübergehen und es nur eine Weile dauern wird, bis auch ich vorübergegangen bin! Und wie gerne wüsste ich eigentlich, wohin sie sich gehen sehen. Langsam,

tastend, zögernd nur finden wir Wege in unserer Familie, wie wir uns doch noch verständigen könnten. Denn das ist es, was mich an diesem Traum besonders beschäftigt: diese Stille. Es geschieht lautlos. Es wird nicht geredet. Es gibt kaum eine Kommunikation. Still und stumm vollzieht sich dieser Weg, dieses Vorübergehen, dieser geheimnisvolle Wandel der Generationen. Und ist es nicht der Tod selber, der diese Stummheit vorauswirft? Der Tod bringt zum Verstummen und macht stumm. Er kommt nicht erst ganz am Schluss, er ist schon da, es gibt ihn bereits diesseits der Linie des Sterbens: der Tod des Verstummens, der Tod des Kommunikationsabbruchs, der Tod der Beziehungslosigkeit. Das ist das, was mich an diesem Traum besonders schmerzt.

So frage ich mich auch: Weshalb schreie ich nicht? Weshalb gebe ich ihnen nicht ein Zeichen? Hier bin ich, seht mich doch! Weshalb renne ich ihnen nicht nach, springe ich nicht über diesen Graben, halte sie zurück? Ich konnte nicht. Aber nicht nur das. Ich wusste im Traum und spüre dieses Gefühl heute noch: Es muss so sein. Irgendwie gehört dies zur Ordnung dieser Welt, wie sie sie mir gerade meine Eltern nahegebracht haben, dass das so ist, dass Eltern vorübergehen und nicht bleiben, dass nur einer bleibt. Und vielleicht, so sehe ich dies auf alle Fälle heute, konnte ich sie - im Traum! - gehen lassen, weil ich tief in mir ein Vertrauen habe, dass sie wissen, wohin sie gehen. *Ihr* Glaube ist nicht *mein* Glaube. Ich bin aber froh, dass ich sie in ihren Glauben hineingehen lassen kann, und bin erleichtert, dass für sie dieser Abschied nicht ein Abschied ins Nichts bedeutet, sondern ein Abschied zu Gott.

Soweit die Gedanken zum Traum von meinen Eltern, die vorübergehen. Sie sind nicht gedrechselt, nicht wissenschaftlich, nicht systematisch, ich weiss dies. Aber ich kann mich diesem Thema in einem ersten Schritt eigentlich nur so nähern, mit Bildern, mit zaghaften, tastenden Formulierungen, die den Leser vielleicht anregen können, zu seinen eigenen Bildern und Formulierungen zu finden.

Abschied von den Eltern, Abschied von Gott

Im zweiten Abschnitt möchte ich noch etwas deutlicher hervorheben, was ich bereits gesagt habe: das Sterben der Eltern ist von besonderer Bedeutung für uns. Wenn Eltern sterben, dann sterben Nächste, die in einer ganz einmaligen Weise für unser Leben wichtig geworden sind. Das Sterben von Kindern ist schrecklich. Das Sterben eines Partners, einer Partnerin ist schrecklich. Das Sterben der Eltern geht noch einmal in ganz besonderer Weise an die Nieren, ans Lebendige. Vielleicht haben wir keine Kinder, vielleicht keinen Partner, keine Partnerin. Aber wir haben Eltern. Ihnen "verdanken" wir aber auch das Misstrauen, das wir entwickeln mussten. Sie haben in besonderer Weise die zentralen Werte und Vorstellungen geprägt, die in unserem Leben weiterwirken. Und deshalb auch: ihr Bild hat in vieler Hinsicht auch unser Gottesbild beeinflusst und geprägt. Ich kann den vielen verschiedenen Beziehungen zwischen Elternbild und Gottesbild hier jetzt nicht im einzelnen nachgehen. Aber die religionspsychologische Forschung und die therapeutische Erfahrung zeigen ganz deutlich: unser Gottesbild ist stark durch unser Elternbild geprägt. Gott, wie wir ihn uns vorstellen, trägt immer auch die Züge des strengen und gütigen Gesichts unserer Eltern. Deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn der Tod der Eltern im Leben vieler Menschen tiefgreifende Veränderungen mit sich bringt. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass der Abschied von den Eltern vielfach zuerst auch einmal einen Abschied von Gott bedeutet, oder genauer eben: ein Abschied vom Gottesbild, das mit unserem Elternbild verbunden war und ist. Der Abschied von den Eltern setzt zögernd in der Adoleszenz ein, verdichtet sich zwischen 40 und 50, kumuliert im Moment des äusseren Abschieds von den toten Eltern und beansprucht lange Zeit darüber hinaus. Autonomie und Selbstbestimmung werden vielfach erst beim Sterben der Eltern, sozusagen in einem akuten Schub der Nachreifung, wirklich möglich. Und dasselbe vollzieht sich,

psychologisch gesehen, auf der Ebene des Gottesglaubens, in der Auseinandersetzung mit unserem Gottesbild. Dieses Gottesbild wird in Frage gestellt, wenn die Götter unserer Kindheit, die Eltern, sich als sterblich und endlich und vorübergehend erweisen. Dann kann das Bild von Gott, das sie uns geschenkt oder aufgedrückt haben, auch nur vorübergehend sein. Dann ist mein ganz persönliches Verständnis von Gott, dann sind die Bilder, die über meinen Weg leuchten könnten, nochmals anders, sind erst noch zu finden und zu erringen, auf meinem Weg, auf dem mich niemand vertreten kann.

Das lässt sich noch etwas deutlicher formulieren. Immer wieder, wenn ich in den vergangenen Wochen Menschen darauf angesprochen habe, was sie beim Tod ihrer Eltern erlebt hätten, antworteten sie: "Es ist dieses merkwürdige Erlebnis, dieser Ruck, dieser Riss, der durch alles geht: Nun bin ich dran." Und habe ich sie gefragt, was sie damit meinten, dann haben sie gesagt: "Nun ist es meine Generation, die als nächste diese Wegstrecke aufs Ende zu unter die Füße nimmt. Es war, wie wenn mir ein Schutzschild genommen würde. Ich bin näher dran, fühle mich ausgesetzt, in einem neuen Raum mit neuen Grenzen." Und wenn ich nachgefragt habe: "Woran *dran*?", dann haben sie gesagt: "An der Grenze des Todes, an der Grenze des Wissbaren, an der Grenze der grossen mit diesem Unwissbaren verbundenen Fragen nach einem Leben nach dem Tod, nach Gott, nach einem Jenseits. Was wird dort sein? Nur nichts, nicht nichts, mehr als nichts? Das Licht, das Sterbende zu sehen meinen, Gott, das ewige Vergessen, der Schlaf, die Auferstehung der Toten? Oder gar Himmel, Hölle, Paradies? Und diese Fragen schlagen zurück auf mich selber: Wer bin denn eigentlich ich? Auch nur ein Nichts, nicht Nichts, mehr als Nichts?"

Durch diese Erfahrung und diese Fragen verändert sich etwas in unserem Gottesbild, unserer Gottesbeziehung. Und ich setze hinzu: Es darf sich etwas verändern. Es soll sich etwas verändern. Ich gehe dabei davon aus, dass es sich

beim Glauben nicht um etwas Feststehendes und zu Bewahrendes handelt, sondern um einen Prozess, in dem ich mich im Gegenüber zu Gott entwickle und ganz verschiedene Erfahrungen durchlaufe: eine Vielfalt von Gedanken und Gefühlen lebe und dabei reife, Krisen durchstehe und annehmen lerne; Blockaden, Verhärtungen, Knoten immer wieder löse, Wege suche und wage, um gegenüber Gott als dem Inbegriff des Lebens lebendig zu werden und lebendig bleiben zu können. Ich verstehe, dass es sein kann, dass in diesem Prozess die Bibel verbrennen muss, nicht immer buchstäblich, nicht immer auf dem Morgenberghorn. Aber das, was gewesen ist, was Halt gegeben hat, wird noch einmal grundlegend in Frage gestellt, das Gottesbild muss sich wandeln. Der Abschied von den Eltern bedeutet, wenn er gelingt, auch immer einen Abschied vom Gott der Kindheit, ein Abschied von den kindlichen Vorstellungen meiner Welt, in der die Eltern das Sagen hatten und Auskunft geben konnten über das Woher und Wohin. Wir werden dadurch auch in unserer Beziehung zu Gott erwachsener. Wir werden gerade durch den Tod der Eltern frei, unsere eigene Beziehung zu Gott noch einmal zu revidieren. Es entsteht Raum zum Wachstum über die Eltern und ihre Gottesbeziehung hinaus. Und dann stellt sich die Frage nochmals ganz neu, wo denn die Eltern nun sind. Abschied ja, aber Abschied wohin? Abschied zu Gott?

Abschied wohin? Abschied zu Gott?

Diesen Fragen möchte ich im dritten Abschnitt nachgehen. Wohin verabschieden wir denn unsere Eltern? Spielt es überhaupt eine Rolle, wohin wir sie verabschieden?

Zuerst drei Bemerkungen zur Frage: Abschied wohin? Diese Frage war zu allen Zeiten eine Frage. Aber ich denke, sie hat sich in unserer Zeit verschärft. Ich mache mir da als Theologe nichts vor: unsere Gesellschaft ist durchsetzt von einer Vielzahl von Vorstellungen, von unterschiedlichsten, nicht zu vereinbarenden Vorstellungen darüber, was

uns möglicherweise jenseits der Grenze des Sterbens, über die noch nie jemand zurückgekommen ist, erwartet: das endgültige Aus, das ewige Lichterlöschen, die Transformation in eine höhere Form von Energie, Reinkarnation und Seelenwanderung, das Nichts, unsterbliches Seelenleben, das sich vom Leib löst, die Auferstehung der Toten, ewiges Leben. Man kann dies auch soziologisch festmachen und in Prozenten beschreiben, wieviele Menschen welchen Glauben pflegen, und aus dem prozentualen Nebeneinander der Meinungsumfragen springt hervor, wie beliebig und austauschbar und kombinierbar solche Vorstellungen in einer Gesellschaft geworden sind, in der die verschiedensten Glaubensformen und kulturellen Überlieferungen durch eine rasante Entwicklung durcheinandergewirbelt werden, aufeinander treffen und sich gegenseitig relativieren.

Dazu kommt ein zweites, was eine Antwort nicht einfach macht: Es ist ebenfalls eine soziologisch fassbare Tatsache, dass wir heute mit dem Tod, vermittelt durch die Medien, massiert und immer neu in Kontakt kommen, selten und immer seltener aber die unmittelbare Erfahrung des Todes in unserer Nähe machen. Menschen, die sterben, werden zudem in einer Gesellschaft, die immer neue Beziehungen möglich macht, scheinbar leichter ersetzbar, als dies früher der Fall war. Das bedeutet aber auch, dass wir selten gezwungen werden, uns direkt und intensiv mit dem Tod eines nahen Menschen auseinanderzusetzen. Es mag sein, dass der Tod der Eltern eine der letzten Gelegenheiten ist, bei denen die meisten Menschen doch noch dazu gezwungen werden, sich intensiver mit dem Tod eines nahen Menschen auseinanderzusetzen, der sich garantiert nicht ersetzen lässt. Nicht zuletzt aus diesem Grund sind in unserer Gesellschaft die Fragen weniger akut, auf die der Glaube an Gott eine Antwort sein könnte. Nicht nur die Antwortversuche sind beliebiger geworden. Auch die Frage nach einer Antwort hat ihre Schärfe während langen Phasen unseres Lebens verloren. So werden wir durch den Tod der Eltern gezwungen, uns nun wirklich einen "Vers" zu ma-

chen. Der Tod der Eltern (und manchmal die kritischen oder entwaffnenden Fragen unserer Kinder, die diesen Tod begleiten) zwingen uns dazu, solche Vorstellungen nochmals aufzurollen, zu klären.

Mir scheinen dies schwierige Voraussetzungen für einen Abschied. Denn ich meine, und dies ist die dritte Bemerkung, dass es nicht gleichgültig ist, welche Vorstellungen wir hier pflegen. Vorstellungen des Jenseits haben ihre Folgen für das Diesseits, auch für den Prozess des Abschieds. Es gibt Vorstellungen, die einen Abschied leichter machen, und solche, die ihn erschweren, es gibt Vorstellungen, die Leben ermöglichen, und solche, die Leben blockieren, es gibt Vorstellungen, die Trauer erdrücken, und solche, die Trauer erleichtern. Es macht einen Unterschied, ob unser Abschied ein Abschied zu Gott oder ein Abschied ins Nichts ist, ein Abschied ohne Gott oder ein Abschied mit Gott.

Ich schliesse mit Überlegungen zur zentralen Frage, was Abschied zu Gott denn nun bedeuten könnte. Ich möchte als Theologe nicht kneifen. Ich möchte zu sagen versuchen, was sich aus meinem Glauben an Gott, der Jesus Christus von den Toten auferweckt hat - um hier die uralte Formulierung des christlichen Bekenntnisses aufzunehmen - für den Prozess des Abschieds ergibt.

Zuerst dies: *Abschied zu Gott*. Die Formulierung des Titels stammt nicht von mir. Sie wurde mir vorgesetzt. Sie klingt ungewohnt. Aber sie spricht mir aus dem Herzen. Darum geht es im christlichen Glauben, so wie ich ihn verstehe: um einen Abschied zu Gott, um nichts mehr und nichts weniger. Der Tod der Eltern bedeutet keinen Abschied ins Nichts. Der Tod der Eltern bedeutet nicht automatisch ewiges Leben als unsichtbare, zukünftige Dauerpräsenz in meinem Leben. Ihr Tod bedeutet keinen bruchlosen Übergang in ein paradiesisches Jenseits, um das ich sie beneiden könnte. Sie schmachten nicht irgendwo in einer rein-karnierten Form von Leben.

Damit weise ich eine Reihe von Vorstellungen zurück,

die ich nicht mit meinem Glauben an den Gott Jesu Christi verbinden kann. Ich müsste nun im einzelnen ausholen und begründen, weshalb ich dies meine. Ich müsste zum Beispiel zeigen, wie die Vorstellung einer Seele, die sich im Tod vom Leib löst, aus der griechischen Philosophie in die christliche Traditionsgeschichte eingewandert ist, sich mit bestimmten biblischen Begriffen soweit verbunden hat, dass Leib und Seele während Jahrhunderten kaum mehr richtig auseinanderzuhalten waren. Erst die moderne exegetische Erforschung der biblischen Schriften hat es wieder deutlicher zu machen vermocht: in biblischer Sicht stirbt der ganze Mensch ganz und gar. Und wenn es für diesen ganzen Menschen eine Zukunft gibt, dann liegt sie nicht in irgendetwas begründet, was von diesem Menschen übrig bleibt. Dann liegt dies einzig und allein an Gott, dann liegt dies einzig und allein daran, ob dieser Abschied wirklich ein Abschied zum lebendigen Gott ist, der Neues erschaffen kann, wie er aus dem Tod des Jesus von Nazareth Neues erschaffen hat.

Das bedeutet, auf den Abschied von den Eltern übertragen: dieser Abschied ist wirklich ein Abschied. Der Tod bricht die Kontinuität der Gegenwart meiner Eltern ab. Die Beziehung zu meinen Eltern wird dadurch umgekrempelt. Sie hat keine Zukunft mehr, sie ist endgültig Vergangenheit, soweit es an mir und meinen Eltern liegt. Der biblische Glaube, so wie ich ihn verstehe, so wie ich ihn insbesondere im Alten Testament wiederentdecke, verstellt mir nicht die Auseinandersetzung mit dieser harten, unumstösslichen Wirklichkeit. Hier ist mir die Radikalität der biblischen Texte wichtig geworden. Abschied von den Eltern bedeutet wirklich: endgültiges, unwiderrufliches, ein für allemal gültiges Verschwinden lebendiger, ansprechbarer Eltern aus meinem Leben. Das ist die eine Seite. Es geht auch in meinem Glauben um einen Abschied, der schmerzt, der entreisst, der stumm macht, der endgültig ist.

Die andere Seite ist dies: es ist ein Abschied zu Gott, so glaube ich. Mein Jenseits ist Gott. Das Jenseits meiner

Eltern ist Gott. Wie ich mir dies vorstellen kann, ist eine Frage für sich. Aber auf alle Fälle: das Jenseits ist nicht Nichts. Das Jenseits ist der Tod des Todes. Das Jenseits ist Gott, der Leben ist, wie er sich im Leben von Christus gezeigt hat. Und ich denke, dies macht einen Unterschied im Abschiednehmen aus. Aus diesem Glauben wachsen für mich Vorstellungen, die mir wichtig sind und mir, wie ich hoffe, aber noch nicht weiss, einen guten Abschied von meinen Eltern möglich machen. Ich formuliere ganz knapp: Abschied zu Gott heisst für mich: dieses Leben, das ich verabschiede, ist in einer gütigen Präsenz aufgehoben, die das Unversöhnte versöhnen wird. Es ist nicht meine Aufgabe, meine Eltern durch mein zukünftiges Leben noch selber zu versöhnen.

Abschied zu Gott heisst für mich: dieses Leben ist als gelebtes Leben aufgehoben im umfassenden Gedächtnis Gottes. Es ist nicht meine Aufgabe, das Andenken meiner Eltern krampfhaft aufrechtzuerhalten, zu konservieren und zu mumifizieren. Ich brauche es aber auch nicht zu verdrängen. Ich kann mich ihm zuwenden, wenn es sich ergibt und nötig wird, in *anamnestischer Solidarität*, wie dies ein Familientherapeut (N. Wetzel) ausgedrückt hat, in der solidarischen Wiedererinnerung ihrer Kämpfe, ihrer Leistungen, ihres Versagens, ihres Glücks. Ich kann mir aber auch die *Gnade des Vergessens* erlauben, wie dies ein Theologe (F. Steffensky) gesagt hat, und die Eltern getrost dem umfassenden Gedächtnis Gottes anvertrauen.

Abschied zu Gott heisst für mich: dieses Leben wird so erkannt, wie es wirklich gewesen ist, mit allem, was mir unbekannt und unverständlich geblieben ist. Das bedeutet, ich muss nicht mehr selber alles ergründen, klären, verständlich machen. Ich kann Unverständliches stehen lassen und vielleicht so integrieren, und vor allem: Ich muss diesem Leben nicht noch durch mein Leben zu seinem Recht verhelfen. Ich werde frei von Delegationen, unheilvollen Vermächtnissen, von belastenden Erbstücken, und sei es eine zerlesene Bibel.

Abschied zu Gott heisst für mich: dieses Leben ist geschützt in Gott. Und dieser Gott erträgt mehr Empörung, mehr Fragen, mehr Wut, mehr Autonomie, als unsere Eltern uns je gestattet hätten. Deshalb ist im Glauben an ihn auch ein Raum eröffnet, in dem alles nochmals zum Ausdruck kommen kann, was noch zum Ausdruck kommen muss beim langen Abschied von den Eltern, wenn es ein wirklicher Abschied werden soll. Alles kann zum Ausdruck kommen, ohne meine Eltern oder mich selber zu zerstören.

Abschied zu Gott heisst für mich dann allerdings auch: dieses Leben ist aufgehoben in einer Wirklichkeit, die sich mir entzieht. Das schmerzliche Zeichen dieser Wirklichkeit ist die Stille, das Schweigen der Eltern, das Schweigen Gottes. Dieses Schweigen ist schwer zu ertragen. Es ist manchmal zum Verzweifeln. Dieses Schweigen gibt aber auch Raum, so dass wir neu zu unseren Worten finden, ohne dass wir immer durch unsere Eltern und ihre in den Himmel projizierten Stimmen in unseren eigenen Gedanken unterbrochen werden.

Abschied zu Gott heisst für mich zuletzt: Abschied zu Gott, wie ich ihn durch Jesus Christus kennenlerne; Abschied zu einem Gott, der Geschwisterlichkeit möglich macht, der befreit von den Zwängen einer jeden autoritären Religion, auch der christlichen, Abschied zu einem Gott, der uns erlöst vom *Elternglauben*, vom Glauben der Eltern, vom Glauben an die Eltern, von einem Glauben, der immer noch im Geheimen die Zustimmung der Eltern sucht. Abschied zu Gott ist Abschied zum Gott Jesu Christi, der befreit zu einem autonomen, an das persönliche Gewissen gebundenen, persönlichen Glauben.

Woher ich das alles nun plötzlich weiss? Ich *weiss* es nicht. Es ist mein Glaube, mein Grundvertrauen, es sind meine Bilder, die ich mir aufgrund meines Studiums der Bibel und meiner Erfahrung mache. Es sind Bilder, die das eine immer noch einmal anders ausdrücken sollen: der Glaube des Jesus Christus hat eine befreiende Kraft. Er will Leben

möglich machen. Er befreit zum Kampf gegen den Tod. Dieser Gott will, dass wir am Tod unserer Eltern nicht sterben, sondern an ihrem Tod noch einmal ganz neu leben lernen. Im Johannes-Evangelium heisst dies in Kurzform: "Ich lebe und auch ihr sollt leben." (Johannes 14,19)